MAX BROOKS

Wer länger lebt, ist später tot

Buch

In seiner erschütternden Berichterstattung beschreibt Max Brooks die größte Katastrophe der Menschheit seit den beiden Weltkriegen: den Krieg der Zombies. Detailliert und anschaulich erzählt er, wie er im Auftrag der Vereinten Nationen kreuz und quer durch die Welt reiste, um Dokumente und mündliche Berichte über den Ausbruch des »Zombie-Erregers« zu sammeln. Ergebnis ist das vorliegende Buch: »Operation Zombie«.

Brooks' umfassende Forschungen navigierten ihn rund um den Globus. Überall führte Brooks Gespräche mit Betroffenen, ließ die Menschen, die Zombieangriffe er- und überlebt haben zu Wort kommen, und präsentiert ihre Erlebnisse ungekürzt als authentische Kriegsberichte. Unter den Aufzeichnungen der Überlebenden fand Brooks mitunter wertvolle Tipps, wie man Zombies von weitem erkennen, wie man ihnen entkommen und vor allem, wie man sie am besten töten kann.

Autor

Max Brooks, geboren 1972, ist der Sohn von Mel Brooks und Anne Bancroft. Er lebt als erfolgreicher Comedy-Autor in New York City, ist nach eigenem Bekunden aber stets bereit, von heute auf morgen an einen abgelegenen Ort zu ziehen, der leichter zu verteidigen ist. Mehr Informationen zu seinen Büchern und den lebenden Toten gibt es auf den websites www.zombiesurvivalguide.com und www.randomhouse.com/crown/worldwarz.

Von Max Brooks außerdem bei Goldmann lieferbar:

Der Zombie Survival Guide. Überleben unter Untoten (45809)

Max Brooks

Wer länger lebt, ist später tot

Operation Zombie

Aus dem Amerikanischen
von Joachim Körber

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2006
unter dem Titel »World War Z.«
bei Crown Publishers, New York

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier *München Super* für Taschenbücher
aus dem Goldmann Verlag liefert Mochenwangen Papier

1. Auflage
Deutsche Erstausgabe November 2007
Copyright © der Originalausgabe 2006 by Max Brooks
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2007
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: Design Team München
Umschlagillustration: Design Team München
Reaktion: Claudia Göbel
KS · Herstellung: Str.
Satz: dtp im Verlag
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-46539-2

www.goldmann-verlag.de

Für Henry Michael Brooks,
für den ich die Welt verändern möchte

Inhalt

Einleitung 9
Vorzeichen 13
Schuld 67
Die Große Panik 95
Das Blatt wendet sich 144
Heimatfront USA 185
Rund um die Welt und darüber . . 248
Totaler Krieg 354
Abschiede 427
Danksagung 445

Einleitung

Man erfand Namen wie »Die Krise«, »Die dunklen Jahre«, »Die wandelnde Pest«, aber auch »schicke« Bezeichnungen wie »Z-Weltkrieg« oder »Erster Z-Weltkrieg« dafür. Mir persönlich missfällt letzterer Ausdruck, da er zwangsläufig von einem »Zweiten Z-Weltkrieg« ausgeht. Für mich wird er stets der »Zombie-Krieg« bleiben, und auch wenn viele Leute Einwände gegen die wissenschaftliche Genauigkeit des Wortes *Zombie* vorbringen werden, dürfte es ihnen schwerfallen, einen Ausdruck für die Kreaturen zu finden, die fast unsere Ausrottung bewerkstelligt hätten, der weltweit mehr akzeptiert würde. *Zombie* ist und bleibt ein verheerendes Wort, das wie kein anderes die Macht besitzt, so viele Erinnerungen und Emotionen heraufzubeschwören; ebendiese Erinnerungen und Emotionen sind Gegenstand dieses Buches.

Diese Aufzeichnung des größten Konflikts der Menschheitsgeschichte verdankt seine Entstehung dem wesentlich bescheideneren, wesentlich persönlicheren Konflikt zwischen mir und der Vorsitzenden der Kriegsarchivierungskommission der Vereinten Nationen. Es wäre sicher nicht übertrieben, meine anfängliche Arbeit für die Kommission schlichtweg als Liebesdienst zu bezeichnen. Mein Reisestipendium, mein Zutritt zu Hochsicherheitsbereichen, die Batterie an Übersetzern, menschlichen wie elektronischen, und mein kleiner, aber fast unbezahlbarer stimmaktivierter »Spracherkenner« (das größte Geschenk für den langsamsten Tippenden der Welt), das alles belegt, welcher Respekt und hoher Stellenwert meiner Arbeit an diesem Projekt beigemessen wurde. Es versteht sich daher

von selbst, was für ein Schock es für mich war, als ich feststellen musste, dass die veröffentlichte Fassung meines Werks um fast die Hälfte gekürzt worden war.

»Es war alles zu persönlich gefärbt«, sagte die Vorsitzende im Laufe einer unserer zahlreichen »angeregten« Diskussionen. »Zu viele Meinungen, zu viele Gefühle. Darum geht es in diesem Bericht nicht. Wir brauchen glasklare Fakten und Zahlen, die nicht durch den menschlichen Faktor getrübt werden.« Sie hatte natürlich Recht. Der offizielle Bericht stellte eine Mischung kalter, nüchterner Daten dar, einen objektiven »Abriss der Ereignisse«, der es zukünftigen Generationen ermöglichen sollte, die Ereignisse dieses apokalyptischen Jahrzehnts zu studieren, ohne sich von dem »menschlichen Faktor« beeinflussen zu lassen. Aber ist es nicht gerade dieser menschliche Faktor, der uns so innig mit unserer Vergangenheit verbindet? Könnte zukünftigen Generationen genauso viel an chronologischen Tabellen und Statistiken der Opfer liegen wie an persönlichen Schilderungen von Individuen, die sich gar nicht so sehr von ihnen selbst unterscheiden? Wenn wir den menschlichen Faktor unberücksichtigt lassen, könnten wir uns damit der Geschichte nicht so nüchtern und trocken annähern, dass wir, was der Himmel verhüten möge, eines Tages dazu verdammt wären, sie zu wiederholen? Und macht letztendlich der menschliche Faktor nicht genau den Unterschied zwischen uns und dem Feind aus, den wir inzwischen als »die lebenden Toten« bezeichnen? Dieses Argument setzte ich, möglicherweise nicht ganz so professionell, wie es angemessen gewesen wäre, meiner »Chefin« vor, die meinen abschließenden Aufschrei – »Wir können diese Überlieferungen nicht sterben lassen« – wie aus der Pistole geschossen beantwortete: »Dann lassen Sie sie nicht sterben. Schreiben Sie ein Buch. Sie haben immer noch Ihre gesammelten Notizen und das verbriefte Recht, sie zu benutzen. Wer könnte Sie daran hindern, diese Geschichten in Ihrem eigenen [Schimpfwort gelöscht] Buch lebendig zu erhalten?«

Zweifellos werden es viele Kritiker verurteilen, so kurz nach dem Ende der weltweiten Kampfhandlungen ein Buch mit persönlichen Reminiszenzen zu veröffentlichen. Schließlich sind erst zwölf Jahre vergangen, seit in den Vereinigten Staaten offiziell der Sieg verkündet wurde, und weniger als ein Jahrzehnt, seit die letzte Großmacht mit dem »Siegestag in China« ihre Erlösung feierte.

Bedenkt man, dass die meisten Menschen den chinesischen Siegestag als das offizielle Ende des Krieges betrachten, scheint es ganz ausgeschlossen, objektiv darüber zu berichten, da doch, mit den Worten eines Kollegen von der UN, »der Frieden gerade einmal so lange dauert wie der Krieg«. Das ist ein stichhaltiges Argument, das man freilich nicht unkommentiert stehen lassen sollte. Im Falle dieser Generation, all derer, die gekämpft und gelitten und uns dieses Jahrzehnt des Friedens ermöglicht haben, ist die Zeit gleichermaßen Gegner wie Verbündeter. Ja, die kommenden Jahre werden im Lichte einer reifer gewordenen Welt nach dem Krieg fraglos neue Einsichten und Erkenntnisse bringen. Aber viele dieser Erinnerungen könnten dann nicht mehr existieren, in Körpern und Seelen gefangen sein, die zu krank oder gebrechlich sind, um noch selbst zu erleben, wie die Früchte ihres Sieges geerntet werden. Es ist kein Geheimnis, dass die weltweite Lebenserwartung nur noch ein Schatten der Zeiten vor dem Krieg ist. Unterernährung, Umweltverschmutzung, die Ausbreitung von Seuchen und Krankheiten, die einst als ausgestorben galten, sind selbst in den Vereinigten Staaten mit ihrer neu erstarkten Wirtschaft und dem allgemeinen Gesundheitswesen derzeit die Realität; die Ressourcen reichen schlicht und ergreifend nicht aus, um alle körperlichen und psychologischen Folgeschäden zu behandeln. Nur wegen dieses Gegners, der Zeit, habe ich auf den Luxus neuer Erkenntnisse verzichtet und die Schilderung dieser Überlebenden veröffentlicht. Vielleicht macht sich jemand in Jahrzehnten die Mühe und zeichnet die Erinnerungen der viel

älteren, viel weiseren Überlebenden auf. Vielleicht wäre ich ja sogar einer davon.

Dies ist zwar in erster Linie ein Buch persönlicher Reminiszenzen, es enthält aber dennoch viele technologische, soziale und wirtschaftliche Details, die sich auch im offiziellen Bericht der Kommission finden, da sie in engem Zusammenhang mit den Schilderungen der Menschen stehen, die in diesem Buch zu Wort kommen. Es ist ihr Buch, nicht meines, und ich habe mich bemüht, so weit es geht, im Hintergrund zu bleiben. Die Fragen im Text sollen nur jene widerspiegeln, die der geneigte Leser vielleicht selbst gestellt hätte. Ich habe mich bemüht, auf Urteile oder Kommentare jedweder Art zu verzichten; sollte es einen menschlichen Faktor geben, der eliminiert werden müsste, so möge es mein eigener sein.

Vorzeichen

Groß-Tschunking, Volksrepublik China

[In ihrer Blütezeit, vor dem Krieg, lebten mehr als fünfunddreißig Millionen Menschen in dieser Region. Heute sind kaum noch fünfzigtausend davon übrig geblieben. In diesem Teil des Landes fließen die Gelder für den Wiederaufbau nur langsam, da die Regierung beschlossen hat, sich auf die dichter besiedelten Küstenregionen zu konzentrieren. Es gibt keine zentrale Verwaltung, kein fließendes Wasser, abgesehen vom Jangtse. Aber die Trümmer auf den Straßen wurden geräumt, und der örtliche »Sicherheitsrat« hat neuerliche Ausbrüche nach dem Krieg verhindert. Vorsitzender dieses Rates ist Kwang Jing-tschu, ein Arzt, der seinem fortgeschrittenen Alter und den Kriegsverletzungen zum Trotz immer noch Hausbesuche bei all seinen Patienten macht.]

Den ersten Fall eines Ausbruchs der Krankheit sah ich in einem entlegenen Dorf, das offiziell gar keinen Namen hatte. Die Bewohner nannten es »Neu-Datschang«, dies jedoch vor allem aus nostalgischen Gründen. Ihre ehemalige Heimat, »Alt-Datschang«, hatte bis in die Epoche der Drei Königreiche hinein bestanden; Bauernhöfe, Häuser und Bäume, so sagte man, seien Jahrhunderte alt gewesen. Als der Staudamm der drei Schluchten fertiggestellt worden war und der Wasserspiegel im Stausee stieg, wurde der Großteil von Datschang Stein für Stein

abgetragen und auf höherem Grund und Boden wieder aufgebaut. Aber dieses neue Datschang war keine bewohnbare Stadt mehr, sondern ein »nationales historisches Museum«. Es muss für diese armen Bauern jedenfalls eine herzzerreißende Ironie gewesen sein, dass sie mit ansehen konnten, wie ihre ganze Stadt gerettet wurde, sie selbst sie aber fortan nur noch als Touristen besuchen durften. Vielleicht beschlossen deshalb einige von ihnen, ihr neues Dorf »Neu-Datschang« zu nennen, damit sie eine Verbindung zu ihrem Erbe aufrechterhalten konnten, sei es auch nur dem Namen nach. Ich persönlich wusste nicht einmal, dass dieses andere, »Neu-Datschang« existierte, man kann sich daher vorstellen, wie verwirrt ich war, als ich den Anruf erhielt.

In dem Krankenhaus herrschte Stille; es war eine ruhige Nacht gewesen, auch wenn die Zahl der Opfer aus Verkehrsunfällen unter Alkoholeinfluss zunahm. Motorräder wurden immer beliebter.

Wir pflegten stets zu sagen, dass Harley-Davidson mehr junge Chinesen auf dem Gewissen hatte als alle GIs im Koreakrieg zusammengenommen. Darum war ich so dankbar für eine ruhige Schicht. Ich war müde, Rücken und Füße taten weh. Ich war gerade auf dem Weg nach draußen, um eine Zigarette zu rauchen und den Sonnenaufgang zu betrachten, als ich hörte, wie mein Name durchgerufen wurde. Die Schwester der Notaufnahme war neu und konnte den Dialekt nicht richtig verstehen. Es habe einen Unfall oder Ausbruch einer Krankheit gegeben. Ein Notfall, das stand fest, und ob wir bitte unverzüglich Hilfe schicken könnten.

Was sollte ich sagen? Die jüngeren Ärzte, die die Medizin lediglich für eine gute Methode halten, ihr Bankkonto aufzufüllen, die würden ganz sicher nicht da rausfahren, nur um einem »Nongmin« zu helfen. Ich nehme an, dass ich im Grunde meines Herzens immer noch ein Revolutionär der alten Schule bin. »Es ist unsere Pflicht, Verantwortung für das Volk zu

übernehmen.«[1] Mir persönlich bedeuten diese Worte noch etwas … und ich versuchte, mich ihrer zu erinnern, während mein Hirsch[2] über unebene Feldwege holperte, die laut unserer Regierung zwar asphaltiert werden sollten, wozu es aber leider nie kam.

Ich hatte ungeheure Probleme, den Ort überhaupt zu finden. Offiziell existierte er ja gar nicht und war demzufolge auch auf keiner Karte eingezeichnet. Ich verfuhr mich mehrmals und musste Einheimische, die dachten, ich meinte die Museumsstadt, nach dem Weg fragen. Als ich die kleine Gruppe der auf einem Hügel gelegenen Häuser schließlich erreichte, befand ich mich in gereizter Stimmung. Ich weiß noch, ich dachte: *Das sollte aber wirklich ein verdammt ernster Fall sein.* Als ich ihre Gesichter sah, bedauerte ich meinen Wunschgedanken.

Es waren insgesamt sieben, alle auf Pritschen, alle kaum bei Bewusstsein. Die Dorfbewohner hatten sie in ihren neuen öffentlichen Gemeindesaal gebracht. Wände und Boden aus nacktem Beton. Die Luft war kalt und feucht. *Natürlich sind die krank*, dachte ich. Ich fragte die Dorfbewohner, die sich um diese Leute gekümmert hatten. Sie sagten nein, es wäre nicht »sicher«. Mir fiel auf, dass die Tür von außen abgeschlossen war. Die Dorfbewohner lebten offenkundig in Todesangst. Sie wanden sich und tuschelten; manche blieben sogar fern und beteten. Ihr Verhalten machte mich wütend, aber nicht auf sie, das müssen Sie verstehen, nicht als Individuen, sondern auf das, was sie für unser Land repräsentierten. Nach Jahrhunderten der Unterdrückung durch Fremde, Ausbeutung und Demütigung forderten wir endlich unseren rechtmäßigen Platz als das mittlere Königreich der Menschheit ein. Wir waren die reichste und dynamischste Großmacht der Welt, Herren über alles, vom

1 Aus *Worte des Vorsitzenden Mao Tse-tung*, ursprünglich in »Die Situation und unsere Politik nach dem Sieg im Widerstandskampf gegen Japan«, 13. August 1945.

2 Ein Automobil, das vor dem Krieg in der Volksrepublik hergestellt wurde.

Weltraum bis zum Cyberspace. Wir befanden uns am Anbeginn der Ära, die schlussendlich als das »chinesische Jahrhundert« in die Annalen der Weltgeschichte eingehen sollte, und dennoch lebten noch so viele von uns wie diese unwissenden Bauern, so rückständig und abergläubisch wie die frühesten Wilden von Yangtschao.

Ich widmete mich immer noch meiner überlegenen Kulturkritik, als ich mich niederkniete, um die erste Patientin zu untersuchen. Sie hatte hohes Fieber, vierzig Grad, und schlotterte heftig. Sie war kaum bei Sinnen und wimmerte leise, als ich versuchte, ihre Gliedmaßen zu bewegen. Ich entdeckte eine Verletzung an ihrem rechten Unterarm, eine Bisswunde. Als ich sie eingehender untersuchte, stellte ich fest, dass der Biss nicht von einem Tier stammte. Bissradius und Zahnabdrücke deuteten auf einen kleinwüchsigen oder möglicherweise jugendlichen Menschen hin. Obwohl ich darin den Infektionsherd vermutete, schien mir die tatsächliche Verletzung überraschend sauber zu sein. Ich fragte die Dorfbewohner abermals, wer diese Patienten versorgt hatte. Wieder wurde mir gesagt: niemand. Ich wusste, dass das nicht stimmen konnte. Der menschliche Mund ist voll von Bakterien, schlimmer als beim unhygienischsten Hund. Wenn niemand diese Wunden gereinigt hatte, warum hatten sie sich dann nicht entzündet?

Ich untersuchte die sechs anderen Patienten. Alle zeigten dieselben Symptome, alle wiesen ähnliche Bisswunden an unterschiedlichen Stellen des Körpers auf. Ich fragte einen Mann, den Hellsten der Gruppe, wer oder was ihnen diese Verletzungen zugefügt hätte. Er erzählte mir, das sei passiert, als sie versucht hätten, »ihn« zu beruhigen.

»Wen?« fragte ich.

Ich fand »Patient Zero« hinter der verschlossenen Tür eines leerstehenden Hauses auf der anderen Seite des Ortes. Er war zwölf Jahre alt. Hand- und Fußgelenke hatte man ihm mit Plastikschnur zusammengebunden. Er hatte sich zwar die ganze

Haut um die Fesseln herum wundgescheuert, dennoch war kein Blut zu sehen. Auch aus den anderen Verletzungen floss kein Blut, weder aus den Schnittwunden an Armen und Beinen noch aus dem großen, trockenen Loch, wo sein rechter großer Zeh gewesen war. Er wand sich wie ein Tier; ein Knebel dämpfte seine Schreie.

Zuerst versuchten die Dorfbewohner, mich aufzuhalten. Sie warnten mich, dass ich ihn nicht berühren sollte, dass er »verflucht« wäre. Ich scheuchte sie weg und griff nach Handschuhen und Mundschutz. Die Haut des Jungen war so kalt und grau wie der Beton, auf dem er lag. Ich konnte weder seinen Herzschlag noch seinen Puls fühlen. Seine Augen waren wild, groß und lagen tief in den Höhlen. Er sah mich damit an wie ein Raubtier und wandte den Blick nicht einmal von mir ab. Während der gesamten Untersuchung verhielt er sich unerklärlich feindselig, wollte mit den gefesselten Händen nach mir greifen und schnappte trotz seines Knebels nach mir.

Sein ganzes Gebaren zeigte eine derartige Brutalität, dass ich zwei der kräftigsten Dorfbewohner bitten musste, mir zu helfen, ihn zu bändigen. Zuerst wollten sie nicht gehorchen und drängten sich in einer Ecke zusammen wie Kaninchenbabys. Ich erklärte ihnen, dass keine Ansteckungsgefahr bestand, wenn sie Handschuhe und Atemschutz trugen. Als sie die Köpfe schüttelten, befahl ich es ihnen, obwohl ich dazu eigentlich gar nicht die Befugnis hatte.

Mehr war jedoch nicht erforderlich. Die beiden Hünen knieten neben mir nieder. Einer hielt die Füße des Jungen fest, der andere schnappte sich die Hände. Ich versuchte, eine Blutprobe zu nehmen, förderte aber nur eine braune, zähflüssige Masse zu Tage. Als ich die Spritze herauszog, bekam der Junge wieder einen Tobsuchtsanfall.

Einer meiner »Assistenten«, der für die Arme verantwortlich war, versuchte nicht mehr, sie festzuhalten, sondern kam offenbar zu der Überzeugung, dass es sicherer wäre, wenn er sie

einfach mit den Knien auf den Boden drückte. Aber der Junge zappelte wieder, und ich hörte seinen linken Arm brechen. Zackige Enden von Ellen- und Speichenknochen ragten aus dem grauen Fleisch heraus. Der Junge schrie zwar nicht, schien es nicht einmal zu bemerken, aber es reichte aus, dass beide Helfer aufsprangen und aus dem Raum flohen.

Ich wich selbst instinktiv mehrere Schritte zurück. Es ist mir peinlich, das zuzugeben; ich war mein Leben lang Arzt. Ich wurde von der Volksbefreiungsarmee ausgebildet und – man könnte fast sagen, »großgezogen«. Ich habe mehr als genug Kriegsverletzungen behandelt, dem Tod selbst mehr als einmal ins Auge gesehen, und doch hatte ich jetzt Angst, wahrhaftig Angst vor diesem zierlichen Kind.

Der Junge bewegte sich zappelnd in meine Richtung, und da riss sein Arm vollständig ab. Fleisch und Muskeln wurden durchtrennt, bis nur noch der Stumpf selbst übrigblieb. Mit dem jetzt freien rechten Arm, der immer noch an die abgetrennte linke Hand gefesselt war, zog er den ganzen Körper über den Boden.

Ich lief hastig hinaus und schloss die Tür hinter mir ab. Ich rang um Fassung und versuchte, meiner Angst und Scham Herr zu werden. Mit brüchiger Stimme fragte ich die Dorfbewohner, wie sich der Junge angesteckt hätte. Niemand antwortete. Ich hörte das Klopfen an der Tür, als der Junge schwach mit der Faust gegen das dünne Holz schlug. Ich musste mich eisern beherrschen, damit ich bei dem Geräusch nicht zusammenzuckte. Ich betete, dass niemandem auffallen würde, wie aschfahl ich geworden war. Ich brüllte vor Angst und Frustration, dass ich wissen *müsste*, was dem Kind zugestoßen war.

Eine junge Frau trat vor, möglicherweise seine Mutter. Man sah, dass sie seit Tagen geweint hatte; ihre Augen waren trocken und dunkelrot. Sie gab zu, dass es passiert wäre, als der Junge und sein Vater beim »Mondfischen« waren, ein anderer Ausdruck dafür, im Stausee der drei Schluchten nach Schätzen

zu tauchen. Bei mehr als elfhundert verlassenen Dörfern, Ortschaften und sogar Städten bestand immer die Hoffnung, etwas Wertvolles zu bergen. Damals war das eine weit verbreitete Praxis, aber streng verboten. Sie erklärte, dass sie nicht hätten plündern wollen, dass es sich um ihr Heimatdorf handelte, Alt-Datschang, und sie nur versucht hätten, einige Erbstücke aus den verlassenen Häusern zu holen, die nicht verlegt worden waren. Das wiederholte sie immer wieder, bis ich ihr versichert hatte, dass ich nicht die Polizei rufen würde. Schließlich erklärte sie, dass der Junge weinend und mit einer Bisswunde am Fuß aufgetaucht wäre. Sie wusste nicht, was passiert war, das Wasser sei zu dunkel und trübe gewesen. Seinen Vater sah man nie wieder.

Ich griff nach dem Handy und wählte die Nummer von Dr. Gu Wen Kwei, einem alten Weggefährten aus Armeezeiten, der jetzt am Institut für Infektionskrankheiten der Universität von Tschungking arbeitete.[1] Wir plauderten ungezwungen miteinander, unterhielten uns über unsere Gesundheit, unsere Enkelkinder; das gebot die Höflichkeit. Danach erzählte ich ihm von dem Krankheitsausbruch und hörte mir an, wie er ein paar Witze über das hygienische Verhalten von Hinterwäldlern machte. Ich versuchte, in sein Kichern einzustimmen, blieb aber dabei, dass dem Vorfall meines Erachtens eine gewisse Bedeutung beizumessen wäre. Fast widerwillig erkundigte er sich bei mir nach den Symptomen. Ich schilderte ihm alles: die Bisse, das Fieber, den Jungen, den Arm … Plötzlich wurden seine Gesichtszüge starr. Sein Lächeln verschwand.

Er bat mich, ihm die Infektion zu zeigen. Ich ging zurück in den Gemeinschaftssaal und hielt die Kamera des Telefons über jeden einzelnen Patienten. Er bat mich, die Kamera dichter über die Verletzungen selbst zu halten. Ich gehorchte, und

1 Das Institut für Infektions- und parasitäre Krankheiten des Ersten Genossenschaftlichen Krankenhauses, Medizinische Fakultät der Universität Tschunking.

als ich den Bildschirm wieder vor das Gesicht hielt, stellte ich fest, dass sein Videobild abgeschaltet worden war.

»Bleib, wo du bist«, sagte er, jetzt nur noch eine distanzierte, unpersönliche Stimme. »Schreib die Namen aller auf, die mit den Infizierten Kontakt hatten. Halte alle fest, die sich bereits infiziert haben. Wenn schon welche ins Koma gefallen sind, verlass den Raum, und verriegle den Zugang.« Seine Stimme klang tonlos, wie die eines Roboters, als hätte er diese Ansprache einstudiert oder würde sie irgendwo ablesen. »Bist du bewaffnet?«, fragte er mich. »Warum sollte ich?«, lautete meine Gegenfrage. Er sagte mir, wiederum völlig nüchtern, er würde sich wieder bei mir melden. Er sagte, er müsste einige Anrufe erledigen und ich sollte binnen weniger Stunden mit »Unterstützung« rechnen.

Es verging nicht einmal eine Stunde, bis sie da waren, fünfzig Mann in großen Z-8A-Helikoptern; alle trugen Schutzkleidung. Sie sagten, sie kämen vom Gesundheitsministerium. Ich weiß nicht, wieso sie glaubten, sie könnten jemanden zum Narren halten. An ihrem forschen Auftreten und der einschüchternden Arroganz konnten selbst die hinterwäldlerischen Landeier hier sie als Guanbu[1] erkennen.

Ihre erste Sorge galt dem Gemeinschaftsraum. Die Patienten wurden mit festgeschnallten Gliedmaßen und geknebelt auf Bahren herausgetragen. Danach ging man den Jungen holen. Der wurde in einem Leichensack herausgetragen. Seine Mutter wimmerte, als sie und der Rest des Dorfes zur »Untersuchung« zusammengetrieben wurden. Man notierte ihre Namen und entnahm ihnen Blutproben. Einer nach dem anderen musste sich ausziehen und wurde fotografiert. Als Letzte entkleidete sich eine runzlige alte Frau. Sie hatte einen ausgemergelten, buckligen Körper, ein Gesicht mit tausend Falten und winzige Füße, die abgebunden worden sein mussten, als

1 Guokia Anquan Bu: Vor dem Krieg das Ministerium für Staatssicherheit.

sie ein Mädchen war. Sie schüttelte die knochige Faust nach den »Ärzten«. »Das ist eure Strafe!«, rief sie. »Das ist die Rache für Fengdu!«

Sie sprach von der Stadt der Geister, deren Tempel und Schreine der Unterwelt geweiht sind. Der Ort war, genau wie Alt-Datschang, ein bedauerliches Hindernis für Chinas nächsten großen Sprung nach vorn gewesen. Man hatte ihn evakuiert, dann dem Erdboden gleichgemacht und schließlich fast vollständig überflutet. Ich war nie ein abergläubischer Mensch und habe nie zugelassen, dass ich nach dem Opium des Volkes süchtig wurde. Ich bin Arzt, Wissenschaftler. Ich glaube nur an das, was ich sehen und berühren kann. Für mich ist Fengdu nie mehr gewesen als ein billiger, kitschiger Touristennepp. Natürlich prallten die Worte der alten Vettel daher an mir ab, aber ihr Tonfall, ihre Wut … Sie hatte in ihren Erdenjahren schon genügend Unheil erlebt: die Kriegsherren, die Japaner, den irrsinnigen Alptraum der Kulturrevolution … Sie wusste, dass sich ein neuer Sturm zusammenbraute, auch wenn sie nicht über die Bildung verfügte, ihn zu begreifen.

Mein Kollege Dr. Kwei hatte alles nur zu gut verstanden. Er hatte sogar den eigenen Hals riskiert, um mich zu warnen, mir ausreichend Zeit zu verschaffen, einige andere anzurufen und möglicherweise aufzurütteln, bevor das »Gesundheitsministerium« eintraf. Es war etwas, das er sagte – ein Ausdruck, den er sehr lange nicht mehr benutzt hatte, nicht seit den »unbedeutenden« Grenzstreitigkeiten mit der Sowjetunion. Das war 1969. Wir befanden uns in einem Erdbunker auf unserer Seite des Ussuri, keinen Kilometer flussabwärts von Tschen-Bao. Die Russen schickten sich an, die Insel zurückzuerobern und bombardierten unsere Streitkräfte mit massivem Artilleriefeuer.

Gu und ich versuchten, Schrapnellsplitter aus dem Unterleib eines Soldaten zu entfernen, der nicht viel jünger war als wir selbst. Die Eingeweide des Jungen waren aufgerissen worden, sein Blut und seine Exkremente hatten unsere Kleidung

von oben bis unten besudelt. Alle sieben Sekunden schlug ein Geschoss in unmittelbarer Nähe ein, dann mussten wir uns über ihn beugen, um zu verhindern, dass herabfallende Erde in die Wunde geriet, und dabei hörten wir ihn jedes Mal leise wimmernd nach seiner Mutter rufen. Auch andere Stimmen ertönten aus der völligen Schwärze unmittelbar vor dem Eingang zu unserem Bunker, Stimmen wütender Leute, die eigentlich gar nicht auf unserer Seite des Flusses sein sollten. Wir hatten zwei Infanteristen am Bunkereingang stationiert. Einer von ihnen rief »Spetsnaz!« und feuerte in die Dunkelheit. Jetzt konnten wir andere Rufe hören, konnten aber nicht sagen, ob es ihre oder unsere waren.

Wieder schlug eine Salve ein, und wir beugten uns über den sterbenden Jungen. Gus Gesicht war nur wenige Zentimeter von meinem entfernt. Schweiß troff ihm von der Stirn. Selbst im trüben Licht der Paraffinlampe konnte ich sehen, dass er zitterte und blass war. Er sah den Patienten an, die Tür, dann mich, und plötzlich sagte er: »Keine Bange, es wird alles wieder gut.« Und das von einem Mann, der in seinem ganzen Leben nie etwas Positives gesagt hatte. Gu war ein Schwarzseher, ein notorischer Hypochonder. Hatte er Kopfschmerzen, dann war das ein Hirntumor; sah es nach Regen aus, dann war die diesjährige Ernte ruiniert. Auf diese Weise kontrollierte er eine Situation, das war sein Leben lang seine Strategie, stets die Oberhand zu behalten. Jetzt, da die Realität schlimmer aussah als seine schlimmsten Befürchtungen, blieb ihm keine andere Wahl, als die Strategie zu wechseln und eine Wendung um hundertachtzig Grad zu vollziehen. »Keine Bange, es wird alles wieder gut.« Zum ersten Mal kam alles so, wie er vorhergesagt hatte. Die Russen konnten den Fluss nicht überqueren, und wir schafften es sogar, unseren Patienten retten.

Ich zog Gu noch jahrelang damit auf, was erforderlich war, damit er einmal nicht alles so schwarzsah, und er antwortete stets, es wäre sehr viel Schlimmeres erforderlich, damit er das noch